

„Wir haben uns das Versprechen gegeben, wer zuerst geht, kümmert sich um den anderen“

Kindheit und Jugend

Ich habe den Angriff am 13. Februar 1945 auf Dresden miterlebt. Danach herrschte Chaos, es gab kein Wasser, keinen Strom, kein nichts und damit auch keine Kontrollen mehr. In dieser Situation bekamen wir eine Karte aus Österreich von einer Cousine. Sie schrieb, hier ist herrlicher Frieden und es gibt zu Essen. In Dresden gingen Gerüchte um, die Pest bricht aus, Cholera, Typhus und andere Seuchen. Überall lagen Leichen. Da haben wir uns in einen Zug gesetzt und sind innerhalb von drei Tagen nach Kitzbühl zu unserer Cousine gefahren. Wir haben dort eine Hütte gefunden, eine Skihütte in 1200 Meter Höhe – ohne Strom und Wasser. So sind wir in Österreich hängengeblieben. Das wurde ja am 8. Mai wieder Österreich. Damit waren wir Ausländer und natürlich nicht besonders gern gesehen. Jeder Deutsche war nun plötzlich ein Nazi. Wir bekamen keine Lebensmittelkarten, mein Vater keine Arbeit. Es war eine harte Zeit. Deshalb haben wir versucht, auszureisen. Im Sommer 1947 sind wir über Köln nach Dresden zurückgekommen. Da war ich gerade zwölf Jahre alt. Ich war bis dahin nicht besonders gut in der Schule und als Deutscher hatte ich es schwer. Ich wurde geschlagen, einmal wurde mir sogar das Ohr eingerissen. Also, das war eine Scheißzeit. In Dresden bin ich zuerst auch sehr ungern zur Schule gegangen. Dann kam aber ein neuer Lehrer. Er sagte irgendwann einmal: „Nicht immer dieselben.“ Das hatte ich noch nie in meinem Leben gehört. Da habe ich mich einfach mal gemeldet und gemerkt, so blöd bin ich gar nicht. Daraufhin bin ich wie eine Rakete durchgestartet. Dieser Lehrer gab drei Fächer: Mathematik, Physik, Chemie. Auf einmal hatte ich in allen drei Fächern eine Eins. In Biologie wurde es auch besser. Nun sprach sich herum, der ist gar nicht schlecht. Das war mein Durchbruch. Ein zweiter Lehrer war auch noch wichtig für mich. Dieser Lehrer gründete eine Jugendgruppe, nur mit Jungen. Wir waren etwa achtzehn Mann. Er hat uns gesagt: „Also, wir fahren an die Ostsee.“ Das war 1948. Aber wie, das hat er niemandem verraten. Er forderte uns auf: „Jeder besorgt eine Zeltplane, ein Pfund Brot, und 20 Mark.“ Wir haben vierzehn Leute zusammen bekommen, die mitmachen wollten. Wir dachten, wir fahren mit dem Bus oder irgend so was. Aber er hat uns einfach in Zweiergruppen an die Autobahn gestellt und gesagt: „Wer zuerst oben auf Rügen ist, kriegt ein Brot und ein Stück Butter.“ Nach drei Tagen kam der Letzte in Binz an. Dort haben wir dann den ganzen Sommer verbracht. Wir wohnten in Zelten, die wir uns zusammengestüekelt hatten. Einmal habe ich ein kleines Mädchen, daß am Ertrinken war, aus dem Wasser geholt. Da war ich in der Gruppe nun der Held. Die Mutter des

Mädchens hat uns sogar eingeladen in das Ferien-Heim, in dem die Familie ihren Urlaub verbrachte. Unsere ganze Gruppe war da zum Essen eingeladen. Das war für mich natürlich ein tolles Ding. Ich galt nun als guter Schwimmer. Als ich zurückkam nach Dresden, bin ich oft ins Sachsenbad baden gegangen. Dort hat mich ein Bademeister für das Schwimmen entdeckt. Damals war ich dreizehn Jahre alt. Ich habe dann viel trainiert und war mit fünfzehn der schnellste Schwimmer im ganzen Bezirk Dresden, in allen Disziplinen. So kam ich in die Zeitung und bekam eine sogenannte Intelligenzkarte. Das waren Lebensmittelkarten, welche die „schaffende Intelligenz“ zusätzlich bekam. Es gab ja damals Lebensmittelkarten. Auf dieser zusätzlichen Karte war dreimal soviel drauf als es normalerweise zu Essen gab. Das war natürlich toll für unsere Familie. So hatte ich relativ früh Anerkennung. In der Zwischenzeit wurden die Jungen Pioniere gegründet. Da ist unsere Gruppe geschlossen in die Jungen Pioniere gegangen. Jetzt kamen auch Mädels dazu. Und dadurch, daß dieser Typ, der Lehrer, mit uns so viele tolle Sachen gemacht hat, waren wir ihm verfallen. Er hat mit uns zum Beispiel Mutproben gemacht. Wir mußten mit verbundenen Augen springen, oder er ist mit uns irgendwohin gefahren und hat uns durch die Wälder laufen lassen. Andere aus unserer Gruppe hat er in die Ecken gesetzt. Die sind dann hochgesprungen und mußten uns erschrecken, wenn wir vorbei kamen. Er veranstaltete lauter solche Sachen, die uns Spaß gemacht haben. Wir waren dem Typ total verfallen. Er wußte, wie er mit uns umzugehen hat. Also sind wir auch alle in die Jungen Pioniere eingetreten. Und dann gab es die ersten Halstücher, die ersten zwanzig für Dresden. Davon habe ich eins gekriegt. Daran kann ich mich heute noch erinnern, das war mit der größte Tag in meinem Leben. Das Halstuch habe ich Sommer wie Winter oben drüber über der Jacke getragen. Ich habe mich damals mehr auf den 1. Mai und auf das Fahnentragen gefreut als auf Heilig Abend. Durch diese guten Leistungen und meinen Einsatz bei den Jungen Pionieren wurde ich sogar Freundschaftsratsvorsitzender, obwohl mein Vater Beamter war. Damals wurden ja hauptsächlich Arbeiter- und Bauernkindern an die Oberschule geholt. Ich wurde aber auch zugelassen und habe mich ganz gut geschlagen. Geschwommen bin ich bis zum sechzehnten, siebzehnten Lebensjahr.

Schwierigkeiten in der DDR

Im Schwimmverein habe ich dann einen Typen kennengelernt, der so ein bißchen anders war. Er las Rilke und Stephan George, Hermann Hesse und Nietzsche. Dadurch hab ich angefangen zu vergleichen: Die Interviews, die ich nach meinen Schwimmerfolgen gegeben hatte, standen am nächsten Tag ganz anders in der Zeitung. Ich durfte dazu aber nichts sagen. Auch die mir vermittelten Vorstellungen über den Sozialismus, das stimmte

alles nicht mehr so richtig überein. Da kam meine Einstellung so ein bißchen ins Kippen. Dann folgte meine erste Festnahme. Es gab einen Kiosk am Platz der Einheit in Dresden, da gab es irgendwann mal etwas Besonderes zu kaufen. Ich weiß nicht mehr, ob es Bohnenkaffee war oder etwas anderes. Da standen so siebzig, achtzig Leute in der Schlange davor. Und das habe ich fotografiert. Daraufhin hat mich ein Volkspolizist festgenommen und ich bin einen Tag in den Knast gekommen und vernommen worden. Damals war ich sechzehn. Ich hab gesagt: „Ihr sagt doch immer, wir müssen auf Mißstände aufmerksam machen. Nur das wollte ich.“ Es ging mir nicht um Kritik am Staat, sondern einfach um einen Mißstand. In den Anfängen nach dem Krieg haben wir ja wirklich geglaubt, das ist eine gute Sache, die in der DDR versucht wird. Ich bin dann bald wieder rausgekommen. Aber, mein Gott, das erste Mal eingesperrt mit sechzehn. Da landet man einfach in so einem Gefängnis mit diesem Wachpersonal, was ja gar nicht weiß, was man gemacht hat. Man wird sofort in seiner Würde angegriffen - und in seinem Stolz. Schließer sind nun mal so, da sitzen keine besonders intelligenten oder menschenfreundlichen Leute. Das vergißt man nicht. Dann habe ich "Die Revolution entläßt ihre Kinder" von Wolfgang Leonhard gelesen und "Dich führen, wohin du nicht willst" von Helmut Gollwitzer. Da kippte dann meine Überzeugung.

Weil ich ja nun immer ein bißchen vorne dran war, immer unter den ersten Dreien, ist das natürlich dann auch so gekommen, daß ich am 17. Juni 1953 auch mitgelatscht bin. Am 18. Juni morgens um fünf Uhr bin ich verhaftet worden. Da habe ich dann ganz, ganz schlimme Sachen gesehen und erlebt. Fünf oder sechs Wochen habe ich gesessen. Zuerst waren wir so um die zwanzig Mann in einer Zelle, dann kam jeden Tag einer raus. Zuletzt waren wir nur noch zwei. Und dann bin ich auch raus gekommen - ohne Prozeß. Wir mußten unterschreiben, daß wir gut behandelt worden sind und daß wir unseren Fehler einsehen. Aber ich hatte alles so richtig kennengelernt, mit viel Blut, Schlägen, Terror und allem Drum und Dran. Da war ich eigentlich fertig, so richtig fertig mit dem System. Ich hatte dennoch Glück, weil man mir keine Anführerschaft nachweisen konnte. In den Verhörprotokollen stand, daß ich nichts anderes gemacht hatte, als daß ich dort war und ein Stück mitgelaufen bin. In Wirklichkeit war es anders, ich habe schon richtig organisiert. Ich hab viele Leute gekannt von der Oberschule und durch die Schwimmerei. Da habe ich einfach so fünf, sechs Leute genommen und hab denen gesagt: „Paßt auf, wir bilden jetzt überall Gruppen. Jeder rennt irgendwo hin und sagt: „Um neunzehn Uhr auf zum Fučik-Platz.“ Das sollten sie alle rufen. Und dann haben die Leute überall Gruppen gebildet und die Information weitergegeben. Das war so zwanzig Minuten vor neunzehn Uhr. Und als

es dann um neunzehn Uhr war, riefen alle: „Jetzt auf zum Fučik-Platz.“ Und dann sind diese ganzen tausend Leute losgelaufen, wirklich in der Richtung, wie wir gesagt hatten. Aber das hat nie jemand rausgekriegt, Gott sei Dank. Das hätte sonst ganz ganz schlecht ausgesehen für mich. Als ich aus dem Knast kam, bin ich allerdings von der Oberschule geflogen und habe dann bei der Reichsbahn angefangen als Hemmschuhleger und Rangierer zu arbeiten. Das war eine gefährliche Arbeit, hat aber Spaß gemacht. Es gab auch einen Vorteil, ich bekam vier Freifahrtscheine, die ich alle für Reisen nach Berlin genommen habe. Natürlich bin ich immer nach Westberlin gefahren.

An der Abendoberschule habe ich dann das Abitur nachgeholt. Aber als alle ihr Abiturzeugnis bekamen, haben sie es mir nicht ausgehändigt. Mir wurde gesagt: es liegt ein Schreiben vor, daß ich nicht nur von der Oberschule einfach so verwiesen worden bin, sondern mit dem Hinweis, an keiner Oberschule der DDR mehr aufgenommen werden zu dürfen. Aber ich habe mein Abiturzeugnis später doch gekriegt. Ich wollte Psychologie und Politik studieren. Das wurde aber abgelehnt. Daraufhin habe ich gesagt: „Dann gehe ich nach Westberlin.“ Da haben sie mir auf der Behörde gesagt: „Das geht nicht, da müssen Sie uns einen Studienplatz nachweisen, ein Stipendium und eine Wohnung.“ Kein Problem, habe ich gedacht. Ich bin nach Westberlin gefahren und hab mir das alles besorgt. Daraufhin haben sie mir die Ausreise offiziell gegeben. Das wird 1954 gewesen sein. Zwei Jahre später bin ich schon wieder verhaftet worden. Ich habe zwar in West-Berlin studiert, aber ich wollte natürlich immer weiter nach Dresden fahren. Für das Geld, das ich bei der Reichsbahn verdient hatte, habe ich mir ein Fernglas gekauft, eine Schreibmaschine Erika 10 und einen Fotoapparat, eine Exakta Varex. Diese Geräte habe ich dann im Westen verkauft. Normalerweise hätte ich mein Geld eins zu sieben tauschen müssen. So war es wenigstens eins zu zwei. Und das war ein Verstoß gegen das Gesetz zum Schutze des innerdeutschen Handels. Deshalb habe ich dafür sechs Jahre gekriegt. Ja, so habe ich dann von meinem neunzehnten bis vierundzwanzigsten Lebensjahr gegessen. Ich war in allen möglichen Arbeitslagern: in der Schwarzen Pumpe, in Rummelsburg, zuvor ein halbes Jahr bei der Stasi in Dresden in Einzelhaft. In der Stasi-Untersuchungshaft habe ich außer meinem Vernehmer nie jemanden gesehen. Nicht mal den Schließer. Wenn er mich holte, hat er die Tür aufgeschlossen, stellte sich hinter die Tür und schrie nur, welche Treppen ich hochgehen mußte. Auf dem Gang waren rote und grüne Lampen angebracht. Man mußte immer den grünen nach gehen bis in den dritten Flur. Am Ende sah ich links an der Tür den Vernehmer stehen an irgendeinem dieser langen Gänge. Genauso ging es dann auch wieder zurück. Freistunde hatten wir auch. Da hatten sie so

eine Art Torte gebaut. Das muß man sich so vorstellen: in der Mitte ist so ein Betonturm mit einem Wachposten drauf. Um den herum ist noch eine Mauer gezogen, fünf Meter hoch. Dieser Kreis ist wiederum durch lauter Mauern unterteilt. In jedem Tortenstück war eine Eingangstür. Zum Freigang kam man alleine raus, der Schließer stand hinter der Tür. Man durfte sich nicht umdrehen, ging in das Tortenstück rein, dann ging die Tür zu. Das war vielleicht so vier Meter mal zwei Meter groß. In diesem Tortenstück konnte man dann hin- und herlaufen. Man sah oben so ein kleines Stück blauen Himmel und die Maschinenpistole von dem Typen, der da oben stand. Das war die Freistunde. Ich habe dieses halbe Jahr keinen Menschen gesehen außer meinem Vernehmer. Später im Strafvollzug war ich Stubenältester und kam in so ein Konstruktionsbüro. Das war nicht schlecht. In Schwarze Pumpe bin ich sogar Gruppenbrigadier gewesen. Mit der Zeit wußte ich durch den langen Aufenthalt, was die bei Gnadengesuchen berücksichtigen. Das habe ich dann alles eingehalten. Unter anderem gehörte dazu, daß man sich politisch interessierte, daß man Zeitungen abonnierte und ob man sie auch liest. In meinen Stasi-Akten habe ich das alles wiedergefunden. Die ersten Gnadengesuche wurden abgelehnt, weil ich mir keine Zeitungen gekauft hatte. Ich bin dann ein Jahr und acht Monate eher entlassen worden. Ein paar Monate waren Gnadenakt, die anderen hatte ich mir „erarbeitet“. Die hatten so ein System, wenn die Brigade 147 % schaffte, dann wurden einem von dreißig Tagen zehn Tage Haft abgezogen. Entsprechend haben wir natürlich gearbeitet.

Ich bin dann nach Dresden entlassen worden. Meine Eltern hatte ich viereinhalb Jahre nicht gesehen. Da habe ich gedacht, dann bleibst du in Dresden. Wenn ich abgehauen wäre, hätten sie meine Mutter nicht mehr zu ihren Brüdern nach Köln fahren lassen. Das wollte ich ihr nicht versauen. Ich bin wieder zur Reichsbahn gegangen und dort Bestarbeiter und Aktivist geworden. Daraufhin haben die mich an die Hochschule delegiert. Ich hatte eine ganz tolle Staatsanwältin, die sich sehr dafür eingesetzt hat, daß ich an die Verkehrshochschule kam. Der Gedanke an sie hat mir richtig weh getan, als ich abgehauen bin.

Die Flucht

Dann wurde die Mauer gebaut. Und nun haben sie gesagt: „Komm, du hast so viele Vorteile und Chancen gehabt, jetzt zeig uns mal deine Überzeugung und halte Vorträge, wie Scheiße das ist im Westen. Geh mal mit diesen FDJ-Gruppen auf die Dächer und dreh die Antennen um.“ Da lief ja diese Aktion „Ochsenkopf“, die zum Ziel hatte, den Empfang

von Westsendern zu verhindern.¹ Jetzt sollte ich nun Vorbild sein. Aber ich hatte ja eigentlich das Gegenteil vor. Weil ich wußte, daß so ein Studium viel Geld kostete und ich soviel für so wenig Geld im Knast gearbeitet hatte - ich bin mit 800 Mark entlassen worden, die ich in viereinhalb Jahren verdient habe. Da habe ich gedacht, jetzt werde ich euch diese 40.000 Mark kosten und dann haue ich ab. Dann war ich so lange bei meinen Eltern und habe euch geschadet. Aber nun wurde die Mauer gebaut und jetzt konnte meine Mutter auch nicht mehr ihre Verwandten besuchen. Und ich wollte diese Aufgaben nicht übernehmen. Dazu kam die Forderung, zur Armee zu gehen. Da habe ich mich krank gemeldet und habe mich sofort mit Freunden unterhalten, wie wir abhauen könnten. Wir haben uns das Versprechen gegeben, wer zuerst geht, kümmert sich um den anderen. Irgendwann kriegte ich eine Nachricht: „Du, wir haben was für dich.“ Daraufhin bin ich nach Berlin gefahren, habe diesen Schweizer Paß gekriegt und bin mit dem abgehauen. Danach habe ich sofort angefangen zu graben - für meine Bekannten und für meine Schwester.

Fluchthilfe

Im Studentenheim am Eichkamp haben Studenten Pässe präpariert. Da habe ich zuerst mitgemacht. Ich konnte ein bißchen fotografieren und Vergrößerungen machen und habe Paßbilder in den Pässen ausgetauscht. Als das mit den Pässen nicht mehr ging, haben wir überlegt, wie geht es jetzt weiter. Mein Freund ist dann irgendwie zu den Italienern gestoßen, die hatten diese Stelle in der Bernauer Straße ausgekundschaftet und auch schon angefangen, zu graben. Das war der Tunnel 29. Ich habe bei diesem Tunnel die Organisation mit der Benachrichtigung drüben übernommen. Also habe ich die Parolen ausgemacht, jedem gesagt, wie er seine Verwandten ranholen kann, wo sie sich treffen sollen, wie sie sich erkennen und so was. Ansonsten haben wir alle gegraben. Wir hatten ja praktisch nur einen Spaten, die Hacke ging schon nicht. Kurze Zeit hatten wir mal einen Boschhammer, den ich besorgt hatte. Und eine Winde hatten wir und Holz. Holz hat einer gesponsert für 10.000 Mark. Eigentlich wollten wir bis zur Rheinsberger Straße graben. In der Endphase haben wir uns zusammengesetzt und gesagt, wir gehen nicht bis zur Rheinsberger, sondern wir kommen in der Schönholzer raus. Das mußten wir natürlich zusammen beschließen. Es wurde einfach mit dem Graben immer schwerer. Und dann haben wir befürchtet, es kann wieder ein Wassereinbruch passieren. Es fing auch schon an

¹ Die Aktion „Ochsenkopf“ war eine der innenpolitischen Maßnahmen in Folge des Mauerbaus. Dabei wurden FDJ-Gruppen eingesetzt, die auf den Dächern die Fernsehantennen umdrehten, um den Empfang westlicher Sender zu unterbinden.

zu tropfen. Während wir den Durchbruch gemacht haben, war der Tunnel ja schon wieder ein Drittel voll.

Der Fluchttunnel zur Brunnenstraße 45

Beim zweiten Tunnel hat mir keiner mehr reinreden können. Ich hatte die Erfahrung, ich wußte wie es geht, und ich hatte das Geld vom NBC für die Filmaufnahmen über den Tunnel 29. Und es gab motivierte Leute. Mein Schwager hat mitgemacht, der gerade durchgekommen war, und noch ein paar von der alten Truppe. Bis Februar 1963 haben wir gegraben. Beim ersten Durchbruchversuch kamen wir auf dem Hof raus. Wir landeten in so einem Abfluß, einer Art Hofentwässerung mit einem Gitter drüber. Das konnte also keiner sehen von draußen, Gott sei Dank. Nun wußte ich, ich muß zwei oder drei Meter zurück. Das dauerte eine Weile. Der Tunnel lag in sieben oder acht Meter Tiefe und war nicht mehr abgestützt. Der wurde einfach rund gemacht. Denn als das Wasser beim ersten Tunnel einbrach, hat uns die Abstützung auch nichts genützt. Aber dieser zweite Tunnel ist ja verraten worden. Das ist natürlich ein unheimlicher Schock, wenn sie merken, daß Sie die ganze Arbeit umsonst gemacht haben und daß da eben auch drei oder vier von den Kurieren verhaftet worden sind. Das war ja das erste Mal in meinem Leben, daß jemand bei so einer Aktion verhaftet worden ist. Ich konnte mir das überhaupt nicht erklären, denn es waren völlig unbedarfte Leute, die früher auch schon immer mal übergegangen sind. Als die Kuriere nicht zurückkamen, habe ich geglaubt, es betrifft nur diese drei oder vier Leute. Die anderen kamen ja zurück und haben gesagt, es ist alles in Ordnung. Sie hatten an der Grenze einige von ihnen kontrolliert. Aber manche haben sich rausgeredet, die haben sie laufen lassen. Ich kannte ja nun die DDR und ich kannte die psychologische Situation, in die man dort sehr schnell kommt. Ich wußte, wie sie einen isolieren und einem das Gefühl geben, man lebt eigentlich schon gar nicht mehr. Man hat den Eindruck, keiner interessiert sich für mich. Also ich mußte damit rechnen, daß die Verhafteten erzählt haben. Sie sind an dem Tag nicht wiedergekommen, als ich gesagt habe, das wird nichts. Ihr müßt rübergehen und Bescheid geben, die Leute sollen erst in vier Tagen kommen. Ich habe schon den Gedanken gehabt, es könnte aufgefliegen sein. Aber ich wollt es nicht wahrhaben. Ich hab gedacht, ich probiere es trotzdem. Ich bin dann von diesem ersten Loch diese drei Meter zurück gegangen und wir haben ein oder zwei Tage gebraucht, bis wir wieder diese sieben Meter nach oben gegraben hatten. Zuerst habe ich ein kleines Loch gemacht und mit einem Spiegel ein bißchen in dem Keller rumgeguckt. Dann habe ich es so groß gemacht, von unten zylindrisch abgeschrägt, daß oben ein Loch blieb von

vielleicht 20 cm, so daß ich mit dem Kopf ganz ran konnte. Wenn ich mit den Augen unter das Loch ging, konnte ich im schrägen Winkel den Keller ab einem Meter Höhe übersehen. Auf der linken Seite war ein Kellerfenster, da fiel Licht rein. Rechts war eine Mauer in den Keller rein gebaut. Ich habe natürlich damit gerechnet, daß die das rausgekriegt haben. Aber es hätte ja auch sein können, daß die Jungs dichthalten. Es war einfach nur diese ganze Arbeit und diese Hoffnung und die Leute, die warteten. Ich habe gedacht, jetzt ist es auch egal, das probierst du jetzt. Aber ich hatte immer dieses Gefühl, irgendwie stimmt was nicht. Ich habe dann lange, lange noch unter diesem Loch gehangen und immer nur geguckt und ganz leise geatmet. Dann habe ich mal so was gehört, ein Knistern wie so ein Mantelrascheln, wie das Rascheln von Kleidern. Das war ja kalt in diesem Keller, es waren Minusgrade. Ich meine, da stand einer hinter dieser Mauer. Ich habe nur einen gesehen. Dann habe ich gesehen, wie einer ganz, ganz langsam vorkam und dann so rüberguckte zu meinem Loch. Dann zog er sich so ganz, ganz langsam wieder zurück. Da fiel so ein Lichtkegel von dem Fenster gegenüber auf diese Mauer. Es war ja bei mir völlig dunkel. Da die Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, konnte ich sehr gut sehen. Mir schien es, er hatte so einen langen dunklen Mantel an. Da bin ich ganz, ganz langsam, ganz leise wieder sieben Meter zurückgeklettert und dann auch ganz leise noch mal zehn zwanzig Meter. Erst dann bin ich wie eine Rakete zurückgedüst. Unterwegs saßen dann schon welche und ich sagte nur: „Ab, ab, ab, ab.“

Aus: Nooke, Maria: Der verratene Tunnel. Geschichte einer verhinderten Flucht im geteilten Berlin, Bremen 2002, S. 45-51